

Unverkäufliche Leseprobe

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.



Florian
Illies

Wenn die Sonne untergeht

Familie Mann in Sanary



S. FISCHER



Erschienen bei S. FISCHER

© 2025 S. Fischer Verlag GmbH, Hedderichstr. 114,

60596 Frankfurt am Main

Die Nutzung unserer Werke für Text- und Data-Mining
im Sinne von § 44b UrhG behalten wir uns explizit vor.

Satz: Dörlemann Satz, Lemförde

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN 978-3-10-397192-7

Kontaktadresse nach EU-Produktsicherheitsverordnung:
produktsicherheit@fischerverlage.de

Das ist nicht die richtige Zeit, um Deutschland zu verlassen. Der Zug nach Amsterdam geht schon um sechzehn Uhr, und Katia hat den Chauffeur für Viertel nach drei bestellt. Warum hat denn weder die Deutsche Reichsbahn noch seine eigene Frau daran gedacht, dass er, der Nobelpreisträger, genau dann für gewöhnlich eine Stunde ruht?

Es ist unerhört.

Thomas Mann unterdrückt seine Wut und zieht das nach Veilchen duftende Taschentuch aus der Jacke. Er entfaltet den feinen Seidenstoff dabei nicht, sondern tupft sich nur kurz und ernst über die Stirn, dann steckt er das Tuch genauso feinsäuberlich gefaltet wieder ein.

Alles muss in seiner Form bleiben.

Es beängstigt ihn, wenn sein Leben aus der Ordnung gerät. Wenn er also, zum Beispiel, nicht ruhen kann zwischen vier und fünf. Wenn die Schallplatte auf dem Grammophon zu kratzen beginnt. Wenn sich eine umherbrummende Fliege in sein Arbeitszimmer verirrt. Wenn er beim Schlucken die ersten Anzeichen eines drohenden Halsschmerzes spürt. Alles eine persönliche Kränkung.

Wir schreiben den 11. Februar des Jahres 1933. Am Mittagstisch im Haus der Familie Mann in der Poschingerstraße 1 in

München sitzen die Eltern Thomas und Katia mit ihren beiden ältesten Kindern, Klaus und Erika. Daneben die kleine Elisabeth und die Hausdame Marie Kurz, bayerisch Kurz Marie genannt.

Es ist ein stilles Mittagessen, nur das Klappern der Löffel ist zu hören. Kein Essen ohne Suppe, so hat es der Hausherr verfügt, er hält das für ein Zeichen seines sozialen Aufstiegs.

Drei Kinder fehlen heute – und zwar die mit zerknautschtem Selbstbewusstsein: Der 23-jährige Golo bereitet sich in Göttingen auf sein Staatsexamen vor, Michael, der dreizehnjährige Sohn, ist auf dem Internat in Neubuern, und Monika, die 22-Jährige, lässt sich gerade durch Berlin treiben. Und ihr Vater? Der ist froh, dass genau diese drei gerade weit weg sind.

Katia bespricht mit der Kurz Marie, was für die anstehende Reise nach Amsterdam in den Koffer muss. Nur leichtes Gepäck, sagt sie. Und dann bitte die ganzen Wintersachen direkt nach Arosa expedieren.

Ja, nach den Vorträgen in Amsterdam, Brüssel und Paris will das Ehepaar für drei Wochen in den Erholungsurlaub nach Arosa, in ihr geliebtes Waldhotel, in dem Katia so oft gekurt hat und dessen Speisesaal von Thomas im *Zauberberg* verewigt worden ist. Drei Wochen – sie wollen genauso lange im »Zauberberg« bleiben, wie es auch dessen Held Hans Castorp am Anfang geplant hat.

Nach dem Mittagmahl geht er in sein Arbeitszimmer, um seinen Handkoffer zu packen; draußen dämmt der Wintertag schon vor sich hin. Thomas nimmt das Manuskript des Vortrages über »Leiden und Größe Richard Wagners« und steckt es – ein wenig ergriffen von sich selbst – in seine lederne Mappe. Er packt seine Zigarren aus dem in die Wand eingebauten Kühlfach ein. Die leichtgleitende Waterman-Feder, die Tinte. Er nimmt das letzte Ingwercake aus der Schale.

So.

Er blickt sich kurz um.

Überlegt.

Und dann deponiert er zu guter Letzt sein aktuelles Tagebuch im Wandschrank, legt es zu all den anderen alten Tagebüchern aus den letzten drei Jahrzehnten, schließt zweifach ab und dann – er weiß selbst nicht, warum – steckt er den Schrankschlüssel in die innere Tasche seines Handkoffers, um ihn mitzunehmen auf die Fahrt.

Den hohen Stapel mit dem Manuskript vom dritten Band von *Joseph und seine Brüder*, an dem er gerade schreibt, den aber lässt er liegen. Er will sich erst nach der Reise wieder daransetzen.

Schließlich geht er gemessenen Schrittes zur großen schwarz-goldenen Pendeluhr in der Ecke, die seit zwei Jahrzehnten auf dem Palisanderschränkchen tickt. Alter Lübecker Familienbesitz. Er überlegt kurz, ob es wirklich ratsam ist, sie kurz vor der Abreise noch einmal aufzuziehen. Dann beschließt er, sein ordnendes Werk dennoch zu verrichten. Mit heiligem Ernst zieht er an der Schnur, bis es sich im Uhrwerk regt. Das geliebte metallene Ticken erfüllt die Weite des Raums.

Die Zeit läuft.

Als er dann an seinem Tischkalender noch den 11. Februar aufblättert, und Katia ihren »Tommy« aus der Diele schon zum Aufbruch mahnt, erinnert er sich mit Schrecken daran, dass heute sein Hochzeitstag ist, ja, tatsächlich, der 11. Februar 1905, heute vor 28 Jahren ist es gewesen, wie hat er das nur vergessen können. Mit Rührung denkt er an Katia, die das natürlich auf keinen Fall vergessen hat, aber so dezent gewesen ist, ihn bislang nicht an sein Versäumnis zu erinnern. Er geht in die Diele und schaut sie sanft an, sanfter als sonst, und sie versteht, was er sagen will.

Elisabeth, sein Lieblingskind, kommt aus ihrem Zimmer her-

unter und kuschelt sich kurz an ihn, er gibt seiner »Medi« zum Abschied einen Kuss auf die Stirn. Sie soll rasch nachreisen, wenn die Eltern in zehn Tagen in Arosa eingetroffen sind. Und dann endlich zieht sich Thomas nacheinander Mantel, Schal und Hut an. Muschi, das kleine weiße Malteserhündchen mit dem albernen Mittelscheitel, reibt sich unruhig an seinem Bein, will nicht, dass sein Herrchen geht, und kläfft ein wenig herum. »Gib Ru-he!«, ruft Thomas Mann entnervt und bittet die Kurz Marie das Hündchen an sich zu nehmen, damit es ihnen nicht hinterläuft.

»Ru-he« – er teilt das Wort immer feinsäuberlich in zwei Silben, wenn ihn eine unnötige Störung des Betriebsablaufs erzürnt. Alle im Haus wissen dann, dass jetzt nicht mehr mit ihm zu spaßen ist, selbst der Hund.

Sodann zieht Thomas Mann die Münchner Haustür mit läbeckischer Entschiedenheit hinter sich zu, und dann gehen er und Katia die paar Stufen hinab zum Vorplatz, wo Hans Holzner, der Chauffeur, schon mit laufendem Motor im Horch auf sie wartet.

*

Und Klaus und Erika? Sie sind froh, dass ihre Eltern endlich abfahren.

Am Tag zuvor ist Annemarie Schwarzenbach da gewesen, die ernste, reiche Schweizer Freundin mit dem Engelsgesicht. Sie hat Thomas und Katia frische Blumen und Klaus und Erika frische Drogen mitgebracht. Jetzt, da »Mielein« und »Pielein« endlich zum Bahnhof aufgebrochen sind, nehmen sie sie. Klaus ist vorher extra bei der Apotheke gewesen und hat destilliertes Wasser geholt, aber es gibt dennoch wieder Schwierigkeiten mit dem Aufziehen der Ampullen, dem Abbinden des Armes, den

Spritzen. Alles kompliziert, aber, so notiert Klaus nachts erleichtert in seinem Tagebuch: »immerhin Wirkung«.

Abends sitzen Erika und Klaus allein in der heimischen Diele verstört vor dem Radio und hören den Reden der nationalsozialistischen Versammlung im Berliner Sportpalast zu. Auch hier: immerhin Wirkung. Um die auszuhalten, blättert Klaus beim Zuhören hingebungsvoll in dem Bildband *Der Schöne Mensch* mit griechischen Skulpturen. Was für herrliche Männerkörper. Doch auch das hilft nichts: Nachts im Traum wird Klaus von lauter unschönen deutschen SS-Soldaten verfolgt.

In genau diesen Stunden rollen seine Eltern in ihrem Schlafwagen über die deutsche Grenze.

*

In Michaels Internat in Neubeuern machen sie ständig Witze über »Bibis« Bruder Klaus und dessen schriftstellerische Versuche. »Besonders begabt scheinst du nicht zu sein«, fasst Bibi das Gerede vom Schulhof seinem großen Bruder gegenüber zusammen, als sie einmal im Winter zu dritt mit Monika zusammensitzen. Er genießt es, seine fünf älteren Geschwister bei jeder sich bietenden Gelegenheit zu piesacken. Doch Moni widerspricht, Klaus sei sehr wohl begabt (er ist schließlich der Einzige, der immer zu ihr hält). Bibi aber lässt sich nicht beirren und stellt mit der Logik eines Dreizehnjährigen nüchtern fest: »Du bist nicht begabt, denn du hast schließlich nicht so Erfolg wie unser Herr Papale.«

In diesem vermaledeiten Februar des Jahres 1933 muss Klaus Mann oft an Bibis Worte denken.

*

Am 13. Februar, dem fünfzigsten Todestag Richard Wagners, hält der Herr Papale, also Thomas Mann, abends um 20.30 Uhr im Saal des Amsterdamer Concertgebouw seinen Vortrag über »Leiden und Größe Richard Wagners«, an dem er seit Anfang Januar gearbeitet hat. Seine feierlichen Worte werden vom örtlichen Orchester eingerahmt, das sein geliebtes »Vorspiel« aus dem *Lohengrin* spielt, die Trauermusik aus der *Götterdämmerung* und das »Siegfried-Idyll«.

Thomas Mann weiß nicht, dass am selben Abend, 634 Kilometer östlich von ihm im Leipziger Gewandhaus, die Feier zu Wagners fünfzigstem Todestag vom neuen Reichskanzler Adolf Hitler eröffnet wird.

Thomas Manns gleichzeitige Amsterdamer Rede, obwohl aus seiner eigenen tiefen Leidensquelle und der nicht minder tiefen des verehrten Komponisten gespeist, misslingt. Der Saal ist zu groß, er spricht zu leise, viele der 2400 Plätze bleiben leer, und die Gäste, die da sind, sind erkältet. Katia, geboren im Todesjahr Richard Wagners, schreibt noch nachts zornig aus dem Grand Hotel an Erika und Klaus nach München: »Also in Amsterdam – und gerade darauf hatte sich der Zauberer doch so gefreut! – wäre ich fast gestorben. Stellt Euch vor: ein Saal von 2400 Personen, ein Riesenpublikum von geistig trägen Ausländern: Die überwiegende Mehrzahl hat gar nichts verstanden und gehustet.«

Was im Husten der trägen Ausländer unterging, das waren überraschende Sätze des großen Wagner-Liebhabers Mann: »Nicht nur oberflächlich, sondern mit Leidenschaft und Bewunderung hingeblickt«, erklärt er in seiner ernsten, leicht näselsnden Stimme, »kann man sagen, auf die Gefahr hin, missverstanden zu werden, dass Wagners Kunst ein mit höchster Willenskraft und Intelligenz monumentalisierter und ins Geniehafte getriebener Dilettantismus ist.« Ein Satz, der sich noch

rächen wird. Es wird nämlich so laut gehustet, dass auch der Berliner Korrespondent der *Vossischen Zeitung* nicht alles richtig versteht. Er schreibt, Mann habe in Amsterdam Wagners Gleichklang »von Deutschheit und Modernität« gerühmt. Stattdessen ist es aber die »Mondänität«, die Mann gepriesen hat. Als der Münchner Generalmusikdirektor Hans Knappertsbusch, der so gerne die Leitung der Bayreuther Wagner-Festspiele übernehmen möchte, diesen Artikel liest, brennen ihm die Sicherungen durch. Wagner ein »Moderner« und ein »Dilettant«? Seine Frau wird Hedwig Pringsheim, Katias Mutter, abends in der Opernpause in München erzählen, wie erzürnt ihr Gatte über Thomas Manns Äußerungen ist. Sie sei »sehr böse auf TM, denn der habe Richard Wagner einen Dilettanten genannt«. Das schreibt Hedwig Pringsheim in einem Brief an ihre Tochter. Als Thomas davon hört, schüttelt er nur den Kopf, aber er denkt sich noch nichts weiter dabei.

Er will aus seinen schwerwiegenden Gedanken zu Wagner, mit denen er selbst höchst zufrieden ist, in Kürze ein kleines Buch bei seinem Verlag S. Fischer machen; »es kommt bald«, kündigt er einem Freund aus den Bergen an. Doch es wird nie dazu kommen.

*

Nur zehn Tage nach der Abreise des Ehepaars Mann aus Deutschland, am 21. Februar, steigt in Berlin am Anhalter Bahnhof auch Heinrich Mann, Thomas' älterer Bruder, in den Zug Richtung Westen. Doch er fährt zu keiner Vortragsreise. Der 61-Jährige fährt in die Emigration. Auch wenn er zunächst nur ein Ticket bis Frankfurt am Main gebucht hat, um keine schlafenden Hunde zu wecken. Er tarnt sich als Handlungsreisender – zum Glück sieht er ohnehin immer genau so aus, mit seinen zu korrekten Anzü-

gen, der steifen Krawatte, den gezirkelten Bügelfalten. Niemand soll an diesem Tag merken, wohin es ihn, den Schriftsteller und ewigen Mahner, in Wahrheit zieht, nur einen Regenschirm hat er deshalb unterm Arm. Heinrich hat große Angst, noch am Bahnsteig oder an der Grenze festgenommen zu werden. Zu oft hat er mit den Sozialisten sympathisiert, zuletzt öffentlich einen »Appell des Sozialistischen Kampfbundes« für die Wahlen im März unterzeichnet. Die nationalsozialistische Presse tobt. Gerade hat man ihn aus seinem Amt als Präsident der Sparte Dichtkunst der Preußischen Akademie der Künste gedrängt. Zwei Jahre hat er dieses ehrenvolle Amt inne, aber nun passen er und seine Ansichten nicht mehr in den gleichgeschalteten neuen Geist der Zeit. Wenn er die Akademie betreten hat, ist hinter seinem Rücken nur noch geflüstert worden. Und dann warnt ihn auf einem Empfang der französische Botschafter André François-Poncet. Dringend. Da weiß Heinrich, dass seine Zeit in Deutschland abgelaufen ist.

Gleich am nächsten Morgen hat Nelly Kröger, seine lebensfrohe 35-jährige Partnerin, die er vor drei Jahren als Animierdame in der anrühigen »Bajadere«, einer Bar am Wittenbergplatz, kennengelernt hat, in der gerade bezogenen gemeinsamen Wohnung in der Fasanenstraße 61 in Berlin zwei Anzüge und etwas Wäsche in einen Koffer gepackt und diesen jetzt, vor der Abfahrt des Zuges, unauffällig oben ins Gepäckfach von Heinrichs Abteil geschoben.

»Adieu, mein Heini«, haucht sie ihm zum Abschied am Gleis ins Ohr – sie nennt ihn tatsächlich immer »Heini«, als beackere er einen Rübenacker und nicht das edle Feld der deutschen Literatur. Aber ihm behagt das, »das Sozialgefälle muss mit Lust genossen werden«, hat er gerade in einer kleinen Liebeserklärung an die halbseidenen Damen geschrieben, denen er sein ganzes

Leben lang verfallen bleibt. Nelly weint am Bahnsteig und fragt ihn, wann sie sich wiedersehen. »Morgen?«

Da lächelt er sie sanft an und sagt: »Übermorgen.«

Heinrich schlendert nach dem Abschied von Nelly alleine weiter zu seinem Waggon, nichts als den Regenschirm in der Hand. Der gerade entlassene Präsident der Sparte Dichtkunst der Preußischen Akademie der Künste, Verfasser des *Untertan* und von *Professor Unrat*, steigt in den Zug nach Frankfurt, schläft dort eine Nacht in einem einfachen Hotel, geht dann gleich in der Frühe wieder zum Bahnhof und fährt mit dem ersten Zug bis Karlsruhe und weiter in die Grenzstadt Kehl. Hier steigt er aus und nimmt seinen Koffer betont beiläufig aus dem Gepäckfach.

Heinrich Mann fürchtet, dass er im Zug an der französischen Grenze streng kontrolliert würde, und wähnt sich sicherer, wenn er Deutschland zu Fuß verlässt. Und tatsächlich, der in der ersten Sonne des Jahres vor sich hinträumende Beamte auf der deutschen Seite der Rheinbrücke drückt ihm den Ausreisestempel kommentarlos in seinen Pass.

Dann versucht Heinrich, die 234 Meter hinüberzuschlendern, als mache er bloß einen kleinen Spaziergang. Doch seine Anspannung steigt.

Unter ihm der breite, ruhige, gelassene Strom.

In perfektem Französisch begrüßt er den Grenzbeamten auf der anderen Seite, in Straßburg. Nein, er habe nichts zu verzollen, sagt er, er wolle nur kurz ein paar Tage entspannen. Und so bekommt er genauso kommentarlos auch einen französischen Stempel in seinen deutschen Pass. Dann geht er noch ein paar Schritte weiter, als sei es das Selbstverständlichste der Welt.

Er blickt, den Regenschirm weiter fest unter den Arm geklemmt, ungläubig hinauf in die Sonne, die nun also plötzlich eine französische geworden ist.

Heinrich Mann hat es geschafft.

Als er im Postamt warten muss, trägt er in seinen Taschenkalendar für den 21. Februar nur ein Wort ein: »Abgereist«. Dann sendet er ein Telegramm der Erleichterung an seinen Freund Wilhelm Herzog im südfranzösischen Sanary, der eine Woche vor ihm ins Exil gegangen ist. Anschließend steigt Heinrich wieder in den Zug, der ihn bis nach Paris bringt. In den deutschen Zeitungen wird an diesem Tag sein Ende als Präsident der Dichtkunst an der Preußischen Akademie verkündet. »Das war ein Heinrich, vor dem uns graute«, grölt ihm der *Völkische Beobachter* hinterher.

*

Verstörende Gleichzeitigkeit: An ebenjenem 21. Februar, an dem ihr Onkel Heinrich Berlin fluchtartig verlässt, laden Klaus und Erika in München in die Poschingerstraße 1 zum »Pfeffermühlen-Ball«. Die Druckwellen des Machtwechsels in Berlin kommen in München etwas später an, das katholische Bayern hat noch eine gewisse Widerstandskraft, sogar über eine Rückkehr zur Monarchie raunt man dieser Tage.

Wie gut, dass die Eltern gerade unterwegs sind. Seit Tagen haben Klaus und Erika zu Hause alles mit Girlanden geschmückt, die Diele vor allem, neue Platten für das Grammophon gekauft – mit Pomp soll der Abschluss der ersten, ruhmreichen Spielzeit von Erikas »Pfeffermühlen«-Kabarett gefeiert werden. Fast jeden Abend hat sie in der Kleinkunstabühne »Bonbonniere«, direkt hinterm Hofbräuhaus, mit scharfer Zunge Scherze getrieben, auf Kosten der Spießer im Allgemeinen und der Nazis im Besonderen. Deren Presse sind diese Abende ein großer Dorn im Auge. Aber Erika gibt sich unerschrocken, treibt das neue Regime weiter zur Weißglut, gemeinsam mit ihrer Geliebten, der berühm-

ten Theaterschauspielerin Therese Giehse, auf der Bühne fühlt sie sich auf merkwürdige Weise unverwundbar. Beim Ball in der Poschingerstraße sind die beiden das gefeierte Paar des Abends, eng umschlungen sitzen sie in ihren Karnevalskostümen auf der Couch in der Diele. Erika stolziert als Harlekin durch die Räume, auch wenn sie etwas torkelt, weil sie »früh besoffen« ist und im Kinderbadezimmer einschläft, wie Klaus später in sein Tagebuch schreibt. Er selbst geht ganz in Rot als Kardinal, sein Lippenstift ist farblich genau auf das kirchliche Gewand abgestimmt. Aber die Feier endet dennoch zu einer nicht christlichen Zeit, ja sie beginnt eigentlich gegen Mitternacht erst so richtig. Gegen sieben Uhr wankt Klaus schließlich die Treppe hoch, im Arm seinen Geliebten Herbert Franz, genannt »Babs«, dem nicht so berühmten Theaterschauspieler, der einen Tirolerhut zur Lederhose trägt. Auf der ersten Etage stoßen Hochwürden und Seppel auf die kleine Elisabeth, die dort gerade mit dem Hausmädchen frühstückt und große Augen macht. Sie muss gleich zur Schule.

Ein paar Stunden später schleppen sich Klaus und Erika derangiert in die Arcisstraße, zum Tee im Palais der Großeltern, sie haben dummerweise mal wieder versprochen, an diesem Nachmittag vorbeizukommen. Ja, eigentlich ist fast jeden zweiten Tag einer der Enkel bei den Großeltern, und sobald sie auf Reisen sind, fließt ein steter Briefstrom ins Pringsheim'sche Palais.

Aber an diesem Tag merkt die Großmutter, dass mit ihren beiden ältesten Enkeln nicht viel anzufangen ist: »Beim Tee Eri und AiBi, völlig verkatert von ihrem gestrigen häuslichen Pfeffermühlenfest.«

*